



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Briefe aus Schleswig-Holstein : von Flensburg nach Tondern.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kann man sich wundern, wenn der Edelmann, zerrüttet an Vermögen, Gesundheit und Sitte wie er war, für die übermächtigen Nachbarn abwechselnd nur beschränkte Verachtung und eigennützige Unterwürfigkeit hatte, wenn der Bürger die deutsche Eroberung mit Freuden, und der Bauer auch die russische Herrschaft mit Gleichgiltigkeit beginnen sah? Oder ist es befremdlich, wenn der Gutsherr, der sein Lebenlang den Bürgern seine Rechtsprüche verkauft, und der Beamte, der von jeher in dem Staate nur die Quelle der Bereicherung gesehen hatte, jetzt auch den russischen Agenten seine Wahlstimme veräußerte?

Briefe aus Schleswig-Holstein.

Von Flensburg nach Tondern.

Die beiden Briefe über Angeln, die ich mit Beispielen und Beweisen für das im letzten Briefe Behauptete zu füllen gedachte, spare ich für einen andern Zusammenhang auf. Ebenso das Bild von Flensburg, seinen Zuständen und Parteien und ebenso meine Beobachtungen und Erfahrungen im Sundewitt, auf Alsén, im Haderslebenschén und in Kolding.

Gar vieles von dem, was Tagebuch und Gedächtniß aus diesen Strichen aufbewahren, verlockt zu unmittelbarer Mittheilung. Da ist die prächtige Bucht von Flensburg und das anmuthige Walddörfchen Gravenstein und die entzückende Mondnacht, die ich am Ufer seines Noors verlebte. Dort die Aussicht von der düppler Schanze, dort der sonnige Sonntag, an dem ich vom Higeberge auf Alsén über den dunkeln Buchenwald an der Küste und dem stillen blauen Belt nach dem gelben Strande von Fühnen hinüberschaute, von wo dem Lande so viel Unheil gekommen, dort neben der bürren Haide mit ihren Sagen und Runensteinen die reizende Bucht von Gjénner und die lieblichen Thäler und Hügel von Kirkebye, dort Christiansfeld, das Herrnhuterdorf, die stolze Ruine von Kolding und die stolzere Erinnerung an seine Schlacht. Da will die eine und die andere heitere Anekdote durchaus auf Plattdeutsch erzählt sein, dort und dort drängen sich Klagen auf Klagen über den Druck und die Willkür der dänischen Beamten zur Veröffentlichung und von dort her seufzen die Glocken Angeln's im Chor über leere Kirchen, in Haß verwandelte Liebe und langsam dahinsterbende Gottesfurcht.

Indeß der Ostseite des Landes ist vorläufig hinreichend Rechnung getragen. Die Zeit drängt, auch der Norden und die Landesmitte und vor allem die Westseite mit ihren Marschen und ihrem grimmigen Meere fordern ihr Recht und so mögen jene anmuthreichen Landschaftsbilder bis auf weiteres mit der bloßen Erwähnung zufrieden sein, die plattdeutschen Anekdoten bis auf weiteres

sich mit ihrem Gange von Mund zu Mund begnügen und das Echo der seufzenden Glocken bis auf weiteres auf ihre Kirchspiele beschränkt bleiben. Die Zeit wird kommen, wo ihr Klagelied und ihr Hilferuf dem gesammten deutschen Volke in die Seele tönen werden.

Blicke ich nach dieser Umschau auf politischem Gebiete auf das Landschaftliche zurück, das ich nun verlasse, so tritt es an Interesse vor jenem zurück. Das Panorama, das man zu Füßen des goldnen Christophorus auf dem kappeler Kirchthurme genießt, bietet, so weit es -Angeln betrifft, nichts als Hecken, umschlossene Weiden und Kornfelder, grüne Hügel, hinter denen Dörfer mit grauen Strohdächern hervorlugen und waldige Landzungen im lichtblauen Meere. Hübscher ist der nördliche Theil, den man vom Schiersberge überblickt, und wo sich über zahlreichen Buchenwäldchen mehr als ein Duzend der stattlichsten Kirchthürme erheben. Ein sehr nettes Bild friedlichen Behagens gewinnt man vor der Schenke am Westufer des Föruper Sees. Eine angenehme Ueberraschung endlich gewährt eine Stelle zwischen Gelting und Niesgrau dem Wanderer, welcher in Vergessenheit der Karte zwischen den hohen Knicks, ihren dichten Ranken und ihrer reichen Blumenpracht tief im Binnenlande zu sein glaubt und, auf einer Bodenerhebung angelangt, durch eine Oeffnung in der grünen Mauer plötzlich zur Rechten eine weite himmelblaue Meeresbucht mit weißen Segeln darauf und gelben Sandgestaden dahinter erblickt, während zur Linken in der Tiefe hinter den Schatten hoher Bäume ein sonnenheller Wiesengrund mit einer rothen Kuhherde sich streckt und weiterhin auf einer Höhe eines jener stolzen Bauernhäuser sichtbar wird, von denen das reiche Angeln so viele hat.

Folgen Sie mir jetzt über die hohe Oeseft nach den Marschen der Westseite. Allmählig hören die grünen Hügel, welche die Ostsee an ihrem Rande aufgethürmt hat, auf. Die Hecken um die Felder werden dürrer und niedriger und machen bloßen Rasenwällen Platz. In den Gräben erscheint Haidekraut. Die Wege werden sandig. Statt der stolz emporragenden Buchen tritt ein ärmlicher Krattbusch von Eichen und Birken auf. Seltener und immer seltener gelangt der Wanderer zu einem Dorfe. Häufiger und immer häufiger unterbrechen Strecken voll von rostbraunem Haidekraut, gelblichem Sandhafer und graugrünen Zwergweiden die bestellten Felder, die schon längst statt des fetten blaugrünen Weizens nur bleichgrünen Buchweizen und schwächliche, dünn stehende, dürrige Roggenstaaten zeigten.

Endlich, nachdem wir die Hochebene des Landesrückens erreicht haben, schwinden auch diese Zeichen gesegneter Arbeit und wir sind in einer Einöde, so wüßt und trübselig, wie je ein verirrter Westwind eine durchsegte und wie je eine dem einsamen Reisenden Gedanken an den Tod und das Nichts erweckte. Er sieht sich um nach dem letzten Wäldchen, das ihm Schatten gab und ge-

wahrt eine Wand von windentblätterten, verbogenen Baumwipfeln, die auf der Ostseite unter dem Hauche des Meeres ihr angenehmes Grün bewahrten, hier aber aussehen, als ob ein vorüberstreifender Samum ihre Zweige versengt hätte. Er blickt zur Rechten und zur Linken und weit hinaus vor sich bis an die Linie, wo der blaue Himmel an die graue Erde grenzt. Fata Morgana, die Bildweberin, läßt ihr Weberschiffchen über dem Horizonte hin- und herschießen. Es flattert und zittert eine Landschaft, inselartig, im Himmelsblau. Bäume erscheinen, Thürme und Dörfer. Es ist eine freundliche Täuschung. Nur die Wüste ist Wahrheit, eine um so häßlichere Wahrheit, wenn man die Anmuth der Ostküste noch frisch im Gedächtniß hat und wenn man jene Phantasien des kunstreichen Luftgeistes in den Wolken sich bilden und wieder zerrinnen sieht.

Da streckt sich ein breiter Streifen weißen oder bläulichrothen Sandes, fast ohne allen Pflanzenwuchs meilenlang von Westen nach Osten. Es ist ein Rest jener großen Flut der Urzeit, welche einst dem Lande seine Gestalt gab. Was das Wasser nicht mehr thut, versucht jetzt der Wind, der mit dem Boden spielt, heute hier und morgen dort einen Hügel aufschüttet und ihn übermorgen vielleicht weiter trägt, wenn ihn nicht die harten Halme des Sandhafers binden, der allein hier Nahrung zu finden vermag.

Hier schließt sich an den Sand die Haide, kahl und düster, starr und lautlos. Nur in weiten Zwischenräumen sind Spuren von Menschenthätigkeit, ein Hirtenknabe, der einige magere Schafe mit grober Wolle weiden läßt, ein Stellwagen, der eine Wolke rothen Staubes aufwirbelt, ein ärmliches Hüttchen, das mit Rasen gedeckt und von verschmachtenden, krüppelhaften Bäumchen umgeben ist, einige Kühe dabei, einiges Geflügel, dahinter ein Feld mit Buchweizen, von dessen Gräben die unwiderstehliche Sandflut nur mühsam abgehalten wird.

Dort ragt eine Gruppe von Hünenbetten auf einer Bodenerhebung. Dort ringt, von wenig tröstlichem Aussehen, ein Busch zwergartiger Eichen mit dem Winde, der durch die Senkung fährt, in der sie wurzeln. Dort ist ein Wäldchen von Tannen, das die Menschenhand zum Schutze ihrer Saaten pflanzte, dem Sturme erlegen, der erst sein Mark verdorren ließ, dann seine vergilbten Nadeln hinwegwehte und bald auch die Stümpfe knicken wird, die allein noch stehen. Dort endlich schiebt sich zwischen die Haide die rothbraune, halb mit Haidekraut, halb mit Binsen bewachsene, bald staubige, bald sumpfige Gegend eines in zahllosen Blasen aufgequollenen Hochmoores mit schwarzen Tümpeln und Torfstechereien, ein ungemein trostloser Anblick!

Auf weiten Strecken ist nichts zu hören, als das Geschrei von Sibizen. Mitunter läßt sich eine Lerche vernehmen, häufiger klingt, besonders gegen Abend, das eintönige Gequak von Fröschen aus den Lachen, in denen von

andern Gethier nur noch die Kreuzotter, hier Hartwurm genannt, ihre Wohnung hat. Eine unendliche Melancholie überschleicht die Seele. Die Gespräche stocken. Man beault sich der Landschaft, die so schrankenlos weit und doch so beengend, so drückend ist, zu entfliehen, und man athmet auf wie vom Alpdrücken, wenn man ihr entflohen ist.

Die Haidewüsten Schleswigs sind namentlich zwischen Apenrade und Tondern und zwischen Schleswig und Bredstedt zahlreich und ausgedehnt. Aber sie sind unbedeutend gegen die Haiden Jütlands, durch die man tagelang wandern kann, ohne eine Menschenwohnung, ja ohne einen Menschen zu erblicken. Nicht häufig zwar, aber doch bisweilen bringt ein Bach, der aus dem Osten kommt, Leben in den Tod, Wachsthum in die öde Starrheit und das Gefühl einer Oase in das Gemüth des an ein Leben auf der Haide nicht gewöhnten Fremden. Große Ellernbrüche und sumpfiges Bultenland bezeichnen die Niederung. Wiesen begleiten den Lauf des Gewässers, und beackerte Felder folgen den Wiesen und inmitten der Wiesen und Acker wohnt in seinem stattlichen Gehöfte der wohlhabende Geestbauer. Wo aber mehrere Bäche zusammenstreichend eine größere Strecke Landes bezwungen haben, da steht ein großes Dorf von strengem Charakter, weit gedehnt neben einer Kirche, die mit ihrem hohen alterthümlichen Quaderthurme, ihren gothischen Spitzbogenfenstern und ihrem Bleidache sich selbst in einer Stadt stattlich ausnehmen würde. Eine Wassermühle klappert, eine Schmiede sprüht Funken, ein großes Wirthshaus ladet zur Einkehr ein, und bisweilen schaut sogar ein Edelitz aus einem dunkelgrünen Park hervor.

Der Bach strömt nach Westen. Wir folgen seinen Windungen und sehen uns, nachdem wir eine Zeitlang fortwährend zu beiden Seiten der grünen Niederung die graubraune Haide beobachtet, beinahe plötzlich in eine neue Welt versetzt.

Die Straße führt über einen hohen Damm. Nach rechts und nach links strecken sich in der Tiefe unabsehbare grüne Ebenen, die den Charakter einer fast wunderbaren Fruchtbarkeit tragen, große, massive, reiche Dörfer ziehen sich von Süden nach Norden hin, der Sand macht einer fetten schwarzen Thonerde Platz, auch das kleinste Fleckchen ist angebaut. Wir sind in den gesegneten Marschen der Westküste, in den Rügen der Friesen, einem Landstriche, der alles, was das Binnenland an fruchtbaren Gegenden besitzt, bei weitem übertrifft und dem selbst die humusreichen Bottoms des Mississippihales nicht gleichkommen.

Wir überblicken ein weites Land, das durch hohe Dämme in Bezirke, durch schnurgerade Gräben und Kanäle in gartenbeetartige Felder geschieden ist, an deren Stelle im Norden — der Gegend von Tondern — ungeheure Weideplätze treten. Auf den Dämmen oder Deichen liegen die Dörfer. In

der Marsch selbst gibt es nur einzelne Höfe, die auf künstlichen Hügeln — Wurten oder Warften — erbaut und gemeiniglich, gleich Edelhöfen, mit denen sie auch sonst Aehnlichkeit haben, mit tiefen, breiten Gräben umgeben sind. Auf den Feldern steht neben Strichen hoher fetter Bohnen, die, ein eigenthümliches Erzeugniß der Marsch, in der Blütezeit wie riesige Balsaminenbeete aussehen und den gewürzigsten Duft aushauchen, manns hoher, dichter, gleichähriger Weizen, Hafer, Sommer- und Wintergerste, alle so geschlossen, daß kaum ein Sonnenstrahl auf den Boden dringen mag. Dazwischen die Stoppel der letzten Rappsaat und die frisch gewendete Scholle für die nächste, oder zu andern Seiten das prunkende Hellgelb der Rapsblüte. Wer ließe sich im innern Deutschland von sechsspännigen Pflügen träumen! Und wer wüßte hier zu Lande nicht, daß man im Christian-Alberts-Koog den schweren Boden kaum mit acht Pferden bezwingt, und daß auch in andern Kögen ein Ackermann, der zweispännig pflügte, etwas Unerhörtes wäre!

Und welch ein Anblick sind die Weideplätze! Man glaubt auf die Savannen Südamerikas versetzt zu sein. In tiefem Grase, aus dessen dichten Halmen Massen von gelben und rothen Blumen sich empordrängen, so daß weite Strecken im schönsten Farbenschimmer prangen, tummeln sich zahllose Rinder, Kühe mit strotzenden Eutern, muthwillige Fersen vom schönsten Bau, Riesenochsen mit Schultern und Wammen gleich den Preisthieren der pariser Fastnacht und der londoner Weihnachtszeit, Starken und Kälber in buntem Gewimmel Tag und Nacht, bis die Stunde kommt, wo der hamburger Schiffschlachter oder der englische Ochsenmätler sie abholt.

Durch dieses Paradies der Dekonomen, das ein Paradies überhaupt sein würde, wenn der Westwind hier das Gedeihen von andern Bäumen als Hollunder gestattete, rollt man bei gutem Sommerwetter auf Wegen so glatt und hart wie eine Dreschbiele, hoch über der grünen fetten Tiefe, die einst Meeres-tiefe war, bis endlich der letzte Deich gegen Westen hin erreicht ist — der Butendiek oder Haffdiek, welcher das Meer selbst überschauen läßt. An einigen Stellen spült die Flut bis unmittelbar an den Fuß dieser mächtigen, von Hoyer bei Tondern bis zur Eider und von dort bis über Glückstadt hinausreichenden Wallkette, mit welcher der Mensch im Laufe der Jahrhunderte sich und sein Besitzthum gegen das unaufhörlich anstürmende Meer geschützt hat. An andern hat die See Vorlande gebildet, welche bei der Ebbe völlig bloß liegen und selbst von der Flut nur bei Weststürmen bedeckt werden. Diese Watten gewähren einen eignen Anblick. Je mehr man sich der See nähert, desto seltener sieht man andere Bäume als Hollunder, und selbst dieser erscheint nur strauchartig. Am Außendeiche aber gedeiht auch nicht das kleinste Gebüsch. Nur die Melde wuchert auf dem Kamme des Walles. Der dem Meere zugekehrte Abhang aber ist bloß mit einer dünnen Grasdecke überzogen, die

allein zur Schafweide zu brauchen ist. Wo die Wellen seinen Fuß bespülen, ist er mit einer Art Teppich von geflochtenem Stroh und Schilf belegt, welches verhütet, daß das Ragen der See den Wall durchlöchert, der bei den Haffdeichen bloß aus Erde besteht. Hier und da ziehen sich niedrige Molen in die See hinaus, die, ebenfalls mit Geflechten überzogen, theils zur Brechung der Wellen, theils zur Festhaltung des angeschwemmten Meeresschlammes dienen. Die Bildung der Marsch dauert nämlich noch immer fort. Unaufhörlich wächst trotz des Wüthens der See, die zu wiederholten Malen — bei der sogenannten Manntränke und zuletzt noch im Jahre 1634 — mächtige Strecken der Küste überschwemmte und zerriß, das Land nach Westen hin, und nicht unmöglich ist es, daß die Inseln Föhr und Sylt in künftiger Zeit wieder mit dem Festlande zusammenwachsen, von dem sie genommen zu sein scheinen. Zunächst setzt sich jener feste Schlamm an den Molen fest. Dann füllen sich die Zwischenräume zwischen diesen aus und es entstehen Salzstümpfe, auf denen tausende von Möven, Kibitzen, Brackvögeln und Meerschwalben schreiend und kreischend umherchwirren. Dann, wenn sich „das Watt“ bis zur gewöhnlichen Fluthöhe erhoben hat, zeigen sich über dem Moraste breitblättrige Wasserpflanzen und Algen, zuerst der Queller, dann der Andel, endlich der Horrich. Nachdem darauf mehrte Grasarten in bestimmter Reihenfolge entstanden sind, erscheint der weiße Klee, der dem Kenner die völlige Ausbildung des Bodens und seine Eindrückungsfähigkeit anzeigt.

Die Bewohner dieses Landstreichens sind bis in die Gegend von Tondern Südjüten, wie denn auch die Landesmitte — und zwar noch einige Meilen südlicher hinab — von diesen bewohnt ist. Südlich von Tondern ist die Marsch und der Rand der Geest, wo die großen Dörfer liegen, ausschließlich von Friesen bewohnt, die früher bekanntlich den ganzen Rand der Nordsee von Schleswig bis nach Holland innehatten und ein streitbares Geschlecht waren. Ich erinnere nur an den Heldenkampf der Stedinger, an den Grüttopf und an die goldene Krone im friesschen Wappen. Mit ihren Grüttöpfen schlugen der Sage zufolge friessche Frauen einst die Dänen zurück, als die Männer die Sache der Freiheit aufgegeben hatten, und die Krone mahnt — wie ein Bauer, der das Wappen auf seinem Wagen hatte, mir mit großem Stolge erzählte — an die glorreiche Schlacht am Milberdamm — nächst denen am Dufentbüwelswarf und bei Bornhöved die glorreichste, welche das norddeutsche Volk den dänischen Königen lieferte.

König Abel, der Brudermörder, fand, als er durch sein Verbrechen zum Throne gelangt war, die einzige Einnahmequelle der damaligen Fürsten Dänemarks, die Städte, verpfändet. Er wollte sie einlösen und schrieb zu diesem Zwecke eine außerordentliche Steuer aus. Die Dänen scheinen diese Schatzung ohne Widerspruch gezahlt zu haben. Die freien Strand- und Nordfriesen aber,

denen sie ebenfalls abverlangt wurde, verweigerten sie und ergriffen die Waffen zur Abwehr des Zwanges. König Abel zog mit einem großen Heere gegen sie, und da sie es mit seinen Reitern nicht aufnehmen konnten, litt ihr Land außerordentlich. Als sie aber endlich das dänische Heer in einer Gegend gelagert sahen, die ihnen für einen Angriff günstig war — es war auf dem Königskamp in Eiderstedt — brachten sie ihm eine schreckliche Niederlage bei. Das dänische Fußvolk war von der elenden Beschaffenheit, wie es überall bei den Feudalheeren zu sein pflegte. Die Friesen dagegen waren, wie ihre Nachbarn, die Ditmarsen, eigenthümlich bewaffnet und zum Fußkampf auf einem ihnen bekannten Boden trefflich eingeübt. Als sie deshalb gegen das feindliche Lager anrückten, warteten die Dänen ihren Angriff nicht einmal ab, sondern flohen eiligst davon. Ein Versuch des Königs, sein flüchtiges Volk zu sammeln, mißglückte und führte den Verlust des größten Theiles des Heeres herbei. Auch Abel begab sich auf die Flucht. Als er aber den Milderdamm erreichte, war ein Rademacher von Nordstrand, Wessel Hummer, ihm vorausgeeilt und hielt sich in einen Siel (Schleuse), die unter dem Damme wegging, verborgen, bis der König kam; da sprang er hervor, griff ihn an und streckte ihn todt zu Boden.

Dies geschah im Jahre 1252, vier Jahre früher, als die Stammverwandten der Nordfriesen, die Westfriesen, im Kampfe für ihre Rechte den ritterlichen Kaiser Wilhelm von Holland erschlugen.

Einen hartnäckigern Kampf noch als mit den nordischen Eroberern kämpften die Friesen mit den Wällen. Beide haben schon seit geraumer Zeit nachgelassen. Von dem einen ist nur ein gewisser Nationalstolz, von dem andern nur ein gewisser Trübsinn zurückgeblieben, der aber seine Ursache vielleicht auch in dem Phlegma der Marschen und in dem nebligen Seeklima hat. Von den heutigen Friesen rühmt man, daß sie gute Rechenmeister sind und daß sie das fetteste Vieh für die Märkte von Bredstedt und Husum ziehen. Ein anderer und besserer Ruhm aber ist, daß sie von den Marschleuten am eifrigsten und ausdauerndsten die Sache Schleswig-Holsteins unterstützt haben, was sich leider von ihren berühmteren Nachbarn, den Ditmarsen, nicht sagen läßt.

Wenn ich nun ein Wort über die Gesinnung der Bewohner Nord- und Nordwestschleswigs hinzufüge, so kann als Regel gelten, daß, während früher nur die fast ausnahmslose Mehrzahl der Wohlhabenden und Gebildeten deutsch gesinnt war, gegenwärtig auch die große Menge — so weit bei ihr überhaupt von Gesinnung die Rede sein kann — dem Dänenthume oder zum mindesten dem Kopenhagenerthume feind und wo nicht deutsch, doch schleswig-holsteinisch gesinnt ist.

Der Westen dagegen (Nordfriesland, Karrharde und Eiderstedt) ist mit seiner ganzen Bevölkerung der Sache der Herzogthümer und Deutschlands

stets mehr oder minder eifrig zugethan gewesen und ihr bis heute treu geblieben. Und bei den Nordschleswigern sind die von der Propaganda künstlich hervorgerufenen Sympathien für Dänemark gegenwärtig zum großen Theile verschwunden.

Wie selbst die dänischen Fanatiker diese Umkehr der Ansichten zugeben müssen, wenn sie dieselbe auch zum Theil in andern Ursachen suchen, als wir, zeigt der folgende Artikel aus „Fædrelandet“, in welchem sich (am 12. September v. J.) eine „Stimme aus Schleswig“ vernehmen ließ und den ich als ein echtes Zeichen der Zeit unverfälscht einfüge.

„Es ist hohe Zeit, daß unsre unseligen Verhältnisse hier in Schleswig dem dänischen Volke bekannt werden und namentlich dem dänischen Reichstage, welcher nun bald ein entscheidendes Wort darüber mitzusprechen hat, ob dieser Theil des dänischen Reichs, welcher neulich aus feindlicher Gewalt durch das Blut dänischer Männer befreit wurde, durch die Scheidewand einer despotischen und undänischen Politik für lange, lange Zeiten von Dänemark losgerissen werden soll, wie der Arm vom Rumpfe. Daß doch nur jetzt der dänische Reichstag den Folgen des unwiderrusslichen Schrittes, welchen zu thun er im Begriff steht, seine Augen öffnen möchte! Die Annahme des Gemeinstaatsverfassungsentwurfs wird dem dänischen Volke eine größere Gefahr bereiten, als wenn die Schlacht bei Idstedt verloren worden wäre; denn eine verlorene Idstedtschlacht würde das Selbstgefühl des dänischen Volkes zu einem neuen Versuch, zu den äußersten Anstrengungen, um Ehre und Land zu retten, entflammt haben, — würde auf jeden Fall mehr dazu beigetragen haben, das Nationalgefühl zu kräftigen, als es wegzuwischen, — würde geistig Schleswig noch näher an Dänemark gefesselt haben — würde es seiner Verpflichtung, die Stellung Schleswigs als eines Theils von Dänemark aufrecht zu erhalten, noch deutlicher bewußt gemacht haben: eine verlorene Idstedtschlacht würde nicht ein Aufgeben Schleswigs gewesen sein; allein die Annahme des Gemeinstaatsverfassungsentwurfs ist des dänischen Volkes freiwilliges Aufgeben Schleswigs, ist ein Durchschneiden desjenigen Landes, mit welchem Schleswig über 1000 Jahre an das dänische Reich geknüpft gewesen ist.

Wohl wissen wir, daß das jetzt abgegangene Ministerium ein Schreckbild aufgemauert kriegte, welches den Gedankengang der meisten, selbst den vernünftiger Leute, entsetzt und verwirrt hat — und welches an das jetzige, halb-nationale Ministerium vererbt ist — die europäische Nothwendigkeit; wohl weiß man, daß Bluhmes*) klug berechneter Ausruf: „Glauben Sie, meine Herren, daß die österreichischen Truppen sich aus Holstein wegblasen lassen?“ eine elektrisch hemmende Wirkung sowol auf das Volk, als dessen Vertreter geübt hat;

*) Früherer dänischer Minister.

aber auf diese Weise hat ja der idstetster Sieg die Losreißung Schleswigs vom dänischen Reiche zu einer Nothwendigkeit gemacht; auf diese Weise hat der dänische Soldat durch seinen Sieg das verloren, wofür er kämpfte, wofür er sein Leben aufopferte — die Erhaltung Schleswigs als eines Theils des dänischen Reichs.

Oder kann der dänische Reichstag es in Zweifel ziehen, daß die Annahme des Gemeinstaatsverfassungsentwurfs diese Folge haben werde? Kann er blind dagegen sein, daß durch diesen Schritt sowol die geistigen als die materiellen Bedingungen der Verbindung Schleswigs mit dem übrigen Dänemark vernichtet werden? Als geistige Bedingung nennen wir gemeinsames dänisches Nationalgefühl, das Bewußtsein, dem dänischen Volke anzugehören. Dieses ist untergegangen, wenn Schleswig ein besonderer Landestheil sein soll, halb dänisch, halb deutsch und dadurch zu einem Coalitionsstaat in geistiger Bedeutung gestempelt werden soll, in welchem die feindlichen — dänischen und deutschen — Interessen ihren eignen Kampf, oder, was noch schlimmer ist, der Versöhnung überlassen werden sollen. Die deutsche und dänische Nationalität kämpft schon einen verzweiflungsvollen Kampf — verborgen den Leuten in Kopenhagen, aber nicht uns verborgen, die wir inmitten der Verwirrung wohnen; und hat erst das dänische Volk durch Annahme der Gemeinstaatsverfassung das dänische Element sich selbst überlassen und gesprochen: „Nun, ihr dänischen Schleswiger! jezt haben wir unser Schäschen aufs Trockne gebracht; wir haben doch etwas aus dem Schiffbruch gerettet, nun mögt ihr selbst zusehen, ob ihr stehen oder fallen könnt!“ — so ist damit der Sturz gegeben, denn die deutschnationalen Sympathien sind nicht allein die stärksten, weil sie in Jahrhunderten durch eine blinde Regierung und in den letzten Decennien durch eine aufrührerisch-deutsche Fraction gekräftigt sind, sondern auch, weil sie beständig durch mächtige Impulse vom Süden unterstützt, beständig in Athem gehalten werden durch die unverbroffenen Anstrengungen der großen Menge untreuer Beamte, welche über ganz Deutschland ausgesäet sind und deren Aufgabe es ist, „den alten deutschen Michel auf die Beine zu bringen“. Man will uns freilich einbilden, daß die dänische Nationalität hier in Schleswig vorwärts schreiten müßte, da nicht allein dänische Männer die Deutschen in den meisten, sowol Civil- als geistlichen Aemtern abgelöst haben, sondern namentlich das bekannte Sprachrescript für die gemischten Sprachdistricte die Festwurzelung des dänischen Elements im Volke gesichert habe. Gegen diese Maßregeln an und für sich soll natürlich nichts eingewandt werden, sie waren nothwendig und gerecht, allein sie sind nicht in einer Gestalt aufgetreten, welche dem Volke Liebe zu dem, was dänisch ist, geben konnte, sie haben im Gegentheil den Haß gegen das Dänische bestärkt. Unter Karl Moltkes türkischem Regiment ist das Dänenthum und namentlich das von ihm aufrecht erhaltene Sprachrescript unter

der Form einer Strafe für den Aufruhr aufgetreten und die Beamten können es nicht vermeiden, als türkische Paschas betrachtet zu werden. Möchte nun konnte unmöglich dänische Nationalität befördern — Nationalität ist ihm und seinen Nachbetern (z. B. der flensburger Zeitung) eine Chimäre, ein Ungeheuer, welches getödtet werden muß, wo es sich zeigt — allein er hat, ohne es zu wollen — davon fühlen wir uns überzeugt, die deutsche Nationalität dadurch befördert, daß er sie mit Gewalt unterdrückte. Alle, welche Angeln vor dem Kriege kannten, müssen erstaunen über die Fortschritte, welche das Deutsche in den dazwischenliegenden Jahren gemacht hat. Damals machte es der Bevölkerung Vergnügen*), wenn zuweilen ein dänischer Reisender ankam, der dänisch mit ihnen sprechen wollte; sie sahen doch daraus, daß gebildete Leute auch ihre Sprache verstanden und daß diese nicht so erbärmlich und verächtlich sei, wie ihre in dem augustinburgischen Conspirationsnetz**) bereits lange stark befangenen Beamten ihnen einbilden wollten. Aber kommt nun in dieselben Gegenden, zu denselben Leuten! Jetzt können sie kein dänisches Wort verstehen — sie haben niemals weder dänisch gesprochen, noch verstanden; selbst wenn es ihnen nachgewiesen wird, daß sie bis vor wenig Jahren in ihren Häusern dänisch gesprochen haben, ja wenn sie auch auf frischer That mit Freunden und Nachbarn dänisch sprechend ertappt werden, so bleibt die Versicherung dieselbe, indem sie alsdann in der bekannten feinen Distinction zwischen Kopenhagenerdänisch und Kartoffeldänisch***) instruiert sind. Die Bevölkerung ist förmlich demoralisirt vom Deutschthum in den wenigen Jahren, da das Sprachrecept zu derselben in Kirche und Schule mit deren eigner Sprache gekommen ist. — Das alles, wird man sagen, ist Schuld der Insurrection. Ja freilich, denn die deutschen Lehrer der Insurrection trugen die Bevölkerung auf den Händen, setzten ihnen große Grillen von deutscher Größe und dänischer Kleinheit in den Kopf, schmeichelten ihrer Eitelkeit damit, sie zu einem Glied des großen deutschen Leibes, des europäischen Centralvolks zu machen, während sie alles verhöhnten, was dänisch war — und diese Stimmung wird unverdrossen aufrecht erhalten durch Correspondence, Emissäre und Reisen. Die deutsche Nationalität ist der südschleswigschen Bevölkerung entgegengekommen, wie der Bräutigam der Braut. Was Wunder, daß die Braut bethört wurde von der vielen Liebe, den vielen theuren Versicherungen der Treue, der frischen Begeisterung und den süßen Worten von den Lippen des Liebhabers? — — Was thut nun das Dänenthum, um sein irregeleitetes Kind zurückzuführen? Deffnete es ihm seine Mutterarme? War es der Mutter milde, lie-

*) Das ist entschiedene Selbsttäuschung.

**) ???

***) So nennt man wol den stark mit Deutsch und Friesisch vermischten dänischen Dialekt, welcher in Nord- und Mittelschleswig gesprochen wird.

bende und doch so ernste Stimme, welche an das südjütische Volk erging, als es im Begriff stand, sich seinem falschen Vuhlen in die Arme zu werfen, denen es noch entrissen werden konnte? — Damals wäre es umgekehrt. Nein, Dänemark sandte ihm Karl Moltke*) mit der Verfassung vom 15. Februar in der einen Hand und der Peitsche in der andern! Er ließ seine Launen wüthen über Getreue und Ungetreue; eine solche Unterscheidung war unstatthast; der Aufruhr war ja gedämpft, die Amnestie ertheilt, kurz das ganze Land pacificirt, folglich waren Grade in der Loyalität der Bevölkerung nicht denkbar, folglich mußten sie alle zusammen die Peitsche fühlen. Es kann nicht geleugnet werden, daß Karl Moltke auf diese Weise eine beispiellose Unparteilichkeit entfaltete. Oder glaubt man, daß es z. B. allein Angelnß oder Schleswigs oder Londernß deutsch- und aufrührerisch-gefinnte Bevölkerung war, welche er sein Regiment fühlen ließ? So fraget z. B. die treuen Nordschleswiger, fraget Leute von Alsen und Sundewitt! Fraget die augustinburgischen Untergehörigen, unter wem sie es am besten hatten, unter dem Landesverräther Herzog oder dem Minister des Königs für das Herzogthum Schleswig! Was that Karl Moltke, um das Herz des Volkes nach Norden zu wenden statt nach Süden? — Nichts, er konnte es auch nicht: er war selbst ein Deutscher, und sein Herz ist gar nicht dem Norden zugewandt. Er hielt das Sprachrescript nicht seiner Gerechtigkeit wegen aufrecht, sondern — weil es ein Gesetz war. Er entzog den Grundeigenthümern die Jagdgerechtigkeit, nicht um die königliche Kasse zu bereichern, sondern weil sie eine „Freiheit“ war — und Schleswig durfte keine Frucht vom Baume der Freiheit kosten. So lange er für die Stempelpapierbrüchen schwärmte, welche doch wol hauptsächlich die Beamten trafen, hatte er auch hierin eine erwünschte Gelegenheit, den Schleswigern zu zeigen, daß sie ein strenges Regiment hätten. — Doch hier ist nicht der Ort, die Kinder der Laune Karl Moltkes bekannt zu machen; die Geschichte wird schon seiner Zeit einige Blätter zu einer „chronique scandaleuse“ für das Herzogthum Schleswig in dem Zeitraume vom 2. Januar 1852 bis zum 3. December 1854 haben; — die meisten Beamten können reiche Beiträge liefern. — Aber in dieser Regierung Schleswigs von Karl Moltke ist die wesentliche Schuld davon zu suchen, daß der Nationalhaß der Deutschen gegen die Dänen gewachsen und das Nationalgefühl der treuen Dänen abgefühlt ist. Wie sollten die Schleswiger das Mutterland lieben können, wenn es ihnen nichts Anderes und nichts Besseres zu geben hatte als — Karl Moltkes eisernes Joch?

Und das Siegel auf die Trennung zwischen dem Königreich und dem Herzogthum setzte dieser selbe Mann durch die sogenannte schleswigsche Ver-

*) Minister für das Herzogthum Schleswig vom 2. Januar 1852 bis 3. Decbr. 1854.

fassung. Daß der dänische Reichstag es hat erdulden können, sich dergestalt verhöhnen zu lassen, das zu begreifen, wird einem dänischen Manne schwer. Als der König den 8. Juni 1849 das dänische Grundgesetz unterzeichnete, da war das nicht ein Provinzialgesetz, welches er einem begünstigten Theil seines Reiches gab, sondern er gab es seinem ganzen Reiche, dem Reiche Dänemark, und damit unterzeichnete er ebenso vollständig die Freiheit Schleswigs, wie die Jütlands oder Seelands. Dieses königliche Versprechen der Freiheit Schleswigs ist nicht eingelöst; Karl Moltke warf es durch seine Verfassung über den Haufen. Man wartete jetzt nur darauf, daß er selbst seine Rolle zu Ende spielen, und daß ein neues, nationales und ehrliches Ministerium das Königswort einlösen werde; man hoffte, daß die materielle Bedingung der Verbindung Schleswigs mit dem übrigen Dänemark, gemeinschaftliche Volksverfassung, gegeben und damit das Königswort eingelöst werden würde. Durch dänische, mit dem Mutterlande gemeinsame Institutionen, hoffte man damals, werde das hinstechende Nationalgefühl wieder erwachen. Darum wurde die Königsthat vom 3. December*) von jedem dänischen Manne in Schleswig mit Jubel begrüßt, die Brust athmete wieder freier, eine gesegnete Frühjahrsluft strömte uns entgegen mit Freudigkeit, mit Hoffnung, mit Dankbarkeit — aber wir haben nichts erhalten, wofür zu danken wäre.

Ranslöfs**) Ministerium ist ein stillstehendes. Wir bemerken nicht, daß er etwas ausrichtet, sei es in der einen oder andern Richtung: — nein, es ist doch wahr, der Krieg gegen die Blätter setzt eine Wirksamkeit voraus, eine doppelte Wirksamkeit, denn erst ergehen die Ordres zur Beschlagnahme und Blättervisitation, und demnächst — werden sie wieder zurückgenommen; doch davon bei einer andern Gelegenheit. Unter Ranslöfs Auspicien wird es den Schleswigern vergönnt — ihre Verfassung zu behalten: es hat in der That den Anschein, daß er auch seinen Namen auf diesen Karl Moltkeschen Bundesstein eingegraben haben will, und mittlerweile schickt der dänische Reichstag sich an, durch Annahme des Gesamtstaatsverfassungsentwurfs dem Werke Karl Moltkes die Krone aufzusetzen, des Königs Wort uneingelöst zu lassen, und Schleswig über Bord zu werfen, damit alles Dänenthum süblich der Königsau in dem Morast der „Verfassung“ erstickt werde.

Doch der dänische Reichstag hat den Gesamtstaatsverfassungsentwurf noch nicht angenommen***), an diesen Gedanken muß Schleswig sich klammern, wie der Schiffbrüchige an die letzte Planke, ja — die letzte! Es ist nur wenig Hoffnung vorhanden, daß Schleswig jetzt von dem ihm durch deutsche Despotie bereiteten Untergange erlöst werde. Aber einen tiefen, tiefen Seufzer stößt

*) Nämlich die Entlassung des Ministers K. Moltke.

**) K. Moltkes Nachfolger im Ministerium.

***) Er hat ihn bekanntlich seitdem angenommen.

unsre Mutter, unser Vaterland aus, wenn seine auserwählten Söhne, erforen zu dessen Schutz, den Muth verlieren, und — um innerhalb ihrer eignen Schwelle Frieden zu erlangen — Schleswig, das theuer erkaufte Südjütland, dem deutschen Moloch zum Opfer hinwerfen! — Das sind gar zu starke Ausdrücke, nichtige Uebertreibungen, unüberlegte Reden — nein, nein, es ist Wahrheit — es ist eine Wahrheit, die kein dänisches Reichstagsmitglied widerlegen kann, daß, wenn es schließlich festgestellt wird, daß Schleswig nach Karl Moltkes despotischer Verfassung, das übrige Dänemark nach einem Grundgesetz, worin noch einige gute „Reste“ von Freiheit aufbewahrt sind, regiert werden soll, alsdann Schleswig und das übrige Dänemark voneinander getrennt sind, sich mehr und mehr voneinander entfernen, einer verschiedenen Entwicklung, jedes nach seiner Seite entgegengehen. Denn hat Dänemark Schleswig die Freiheit genommen, welche ihm verheissen war, hat der dänische Reichstag Schleswig die Freiheit abgeschwindelt, so muß Schleswig, wenn es vermeiden will, in Karl Moltkes Zwangsjacke zu verschmachten, seine Hoffnung nach Süden richten! Das ist kein Gewäsch, noch Uebertreibung — das ist der ganz einfache, nothwendige Verlauf! Kann der dänische Reichstag eine Gesamtstaatsverfassung, wie diejenige, welche das jezige Ministerium dem Volke angeboten hat, genehmigen, dann wird Schleswig sich wahrlich nicht der Liebe von Seiten der Vertreter des dänischen Volkes erfreuen. Was in der Welt sollte dann dänische Nationalität in Schleswig nähren und befestigen?

Nein, saget Dänemarks König: Wir wollen dein Königswort in Ehren halten, König Frederik! Schleswig muß Theil haben an unsrer Freiheit; wir haben miteinander gelitten, und du gelobtest uns, daß wir des Friedens und der Freiheit Segnungen miteinander genießen sollten. Als man uns mit Gewalt trennen wollte, da sprachst du: „Es soll nicht geschehen!“ Jetzt will man es durch schöne Reden, allein wir haben nun von dir gelernt dieselben Worte zu sprechen: „Es soll nicht geschehen!“

Gib Schleswig dänische Freiheit, sonst erhält Schleswig nimmer dänisches Nationalgefühl. Nationalität kann nicht gedeihen, kann nicht Leben gewinnen und nicht Leben geben ohne Freiheit. Aber durch Theilnahme an gemeinsamen freien Institutionen, durch ein Bestreben nach Einheit und Uebereinstimmung in der Gesetzgebung, durch gemeinschaftliche Freude und gemeinschaftlichen Kummer müßten Schleswigs und des übrigen Dänemarks Herzen zusammenwachsen. Und wenn das dänische Volk Schleswig Antheil an derselben Freiheit gibt, welche es selbst hat, dann werden die deutschen Sympathien schon nach und nach wie Thau vor der Morgensonne schwinden; denn alsdann lernt der Südjüte, daß es gut ist, Däne zu sein (etwas, das Karl Moltke ihn freilich nicht gelehrt hat), und wird wol noch einmal im Laufe der

Zeit mit vollem Herzen daran mitwirken, diejenige heilige Grenzscheide zu vertheidigen, welche verrücken zu wollen er neulich mitwirkte.“ —

Wir haben Gründe, die Sache einigermaßen anders anzusehen. Die Nordschleswiger sind in den Hoffnungen, welche jene Propaganda erweckte, getäuscht worden. Sie haben erfahren, daß sie sich selbst besiegen halfen. Sie wissen, daß es nur ein Sieg Kopenhagens war, der erfochten wurde, und sie bedauern jetzt, dazu mitgewirkt zu haben.

Die aus Dänemark herübergekommenen, mit den Sitten und dem Charakter des Volks, mit dem Recht und Gesetz und mit allen Einrichtungen und Verhältnissen nicht bekannten weltlichen und geistlichen Beamten, so wie die von der Regierung getroffenen neuen Einrichtungen, namentlich die Aufhebung des bis 1830 gegebenen deutschen Unterrichts in den Schulen (in drei wöchentlichen Stunden), die Einführung des dänischen Zolltarifs, die Branntweinsteuer und endlich die dänische Reichsmünze, früher schon das Rechnen nach dieser zu andern Münzsystemen gar nicht passenden Münze — dies alles hat wesentlich zur Abkühlung und Ernüchterung der unnüchlicherweise von den Demagogen erhitzten Gemüther beigetragen. Der Mangel an Vertrauen zu den jetzigen Beamten geht so weit, daß selbst enragirte Dänenfreunde unter den Bauern nördlich von Tondern sich bei schleswig-holsteinischen Juristen zum voraus Auskunft darüber geben lassen, wie ein einfacher Ueberlassungscontract, eine letztwillige Verfügung u. dgl. m. nach Form und Inhalt einzurichten, weil sie Zweifel darin setzen, daß ihre Beamten es recht zu machen verstehen. Das ist freilich nicht allein in den sogenannten dänischen Districten der Fall und ich führe es, was diese betrifft, nur zum Beweise der obigen Behauptung an. In der Stadt Tondern, die mit Schleswig um den Ruhm der besten deutschen Gesinnung streitet, sind solcher Fälle viele vorgekommen, ja, man hat sogar einen abgesetzten Beamten während seiner kurzen Anwesenheit daselbst aufgesucht und ihn über die Gültigkeit eines vom Magistrat solennisirten, höchst einfachen wechselseitigen Testaments zweier Eheleute befragt.

Was den Unterricht im Deutschen in den Schulen mit dänischer Schulsprache betrifft, so wurde derselbe, wenigstens in vielen Schulen, vor 1840 fast täglich ertheilt, so daß die befähigteren Kinder in den besseren Schulen, z. B. Stübbeck bei Apenrade, recht gut deutsch lesen und schreiben lernten, durch das Sprachrescript von 1840 ward derselbe aber auf drei Stunden wöchentlich beschränkt. Indessen lernten die Kinder doch noch deutsch. Das hörte aber 1850 auf, indem der deutsche Unterricht in den dänischen Schulen ganz untersagt wurde. Die dänisch redende Bevölkerung nahm diese Maßregel an den meisten Orten mit demselben Mißfallen auf als die deutsch redende, und ich kenne eine Aeußerung eines früher sehr dänisch gesinnten Bauern in der Schlurharde, daß die Entziehung des deutschen Unterrichts sehr schlimm wäre; in seinen

Kinderjahren hätte man doch etwas Deutsch gelernt und das sei nothwendig; denn man könne ja kaum ein Stück Vieh verkaufen ohne deutsch sprechen zu können.

In Betreff der Reichsmünze sind Deutsch- und Dänischgesinnte in ihrer Ansicht völlig einig. Niemand kann mit der complicirten und zum Hamburger Courant nicht passenden Rechnung fertig werden. Hamburger Courant ist der einzige Werthmesser des Volks und die Regierung wird sich lange vergeblich anstrengen, dem großen Verkehr gegenüber die Rechnung nach ihrem Münzsystem populär zu machen. Während die Deutschgesinnten der Folgen wegen sich mit ihren Aeußerungen in Acht nehmen, schimpft die frühere Gegenpartei, die mehr wagen darf, ungeschont und in den derbsten Ausdrücken über die Reichsmünze. Selbst dänische Prediger und andere Dänen erbaten sich die Angabe der Waarenpreise von den Kaufleuten in Tondern nach Hamburger Courant. Da es verboten war, nach Courant zu handeln und die Gensdarmen, welche, wie früher bemerkt, die Hälfte der Geldstrafen bekommen, überall hinhorchten, so erfanden die Landleute auf den Viehmärkten in Tondern neue Bezeichnungen; sie sprachen nämlich von den preussischen Thalern als von „langen Thalern“ im Gegensatz zu den „kurzen“, womit sie die dänischen Reichsthaler meinten.

Die Behauptung, daß fast alle nicht Ungebildeten deutschgesinnt sind, bestätigte unter andern ein alter Bauer aus einem Dorfe bei Christiansfeld. Das Gespräch war vom Befinden des Viehstandes und der Familie allmählig auch auf Deutsch und Dänisch gekommen, wie die Leute sagen, und der Alte, welcher nicht so einfältig war, wie er sich stellte, äußerte: „Wir sind ja bei uns dänisch, das versteht sich, aber sonderbar ist es doch, daß alle im Lande, die etwas wissen und verstehen, deutschgesinnt sind; nur solche Ochsenköpfe (Fåhoveber) wie ich und meinesgleichen sind dänisch.“

Was nun die Westseite des Landes, besonders Stadt und Amt Tondern betrifft, so sind in der Schlurharde sehr viele Bauern und größere Hofbesitzer immer entschiedene Deutsche gewesen, während die ärmere Classe, der die Propaganda materielle Vortheile versprochen, früher dänische Sympathien hegte, die jetzt beträchtlich herabgestimmt sind. Die Bevölkerung der Karrharde war mit sehr geringen Ausnahmen stets deutsch und selbst diese Ausnahmen wurden durch die dänischen Maßregeln befehrt, insofern nicht einzelne, gleich den flensburger Krämer, aus Interesse dänisch sind. Von dem Vorwalten des deutschen Elements in der Karrharde, trotzdem, daß dort theilweise noch ein dänisches Patois gesprochen wird, zeigt einerseits dieser Dialekt, der hier sowohl in der Construction, als in den Ausdrücken mehr deutsch als dänisch ist, andernteils die entschiedene Abneigung der Bevölkerung gegen dänische Kirchen- und Schulsprache.

Schon vor der Erhebung wollte die Regierung die Kirche und Schule

in der Karrharde, der Südtonderharte (Uberg) und dem Kirchspiel Aventoft in der Wiebdingharde danisiren und forberte wiederholt Bericht von den Kirchenvisitatoren. Diese, Kammerherr und Amtmann v. Krogh und Propst Ahlmann, welche mit den Ansichten und Wünschen der Bevölkerung vertraut waren, widerriethen die Maßregel, als der Bevölkerung zuwider, man schien aber höheren Orts ihren Berichten keinen Glauben schenken zu wollen. Da erklärten sie, man möge doch die Bevölkerung ohne ihre Betheiligung selbst fragen. Das geschah, es wurde in allen Kirchspielen frei und ohne jegliche äußere Einwirkung auf die Leute von diesen abgestimmt, ob sie die Kirchen- und Schulsprache haben oder die deutsche behalten wollten, und siehe da, in den genannten Districten mit einer Bevölkerung von 10—12,000 Seelen stimmten drei, sage drei Personen, von denen wenigstens zwei eingewanderte Güten waren, für das Dänische, alle übrigen dagegen. Das geschah in den vierziger Jahren. Die Regierung stand darauf von der Maßregel vorläufig ab. Daß die Ansicht und Stimmung der Bevölkerung seit der zwangsweisen Einführung der Sprache keine andere geworden ist, beweisen die Thatsachen, daß die Kirchen an den Sonntagen, wenn dänisch gepredigt wird, leer sind, daß alle, die es irgend vermögen, ihre Kinder in der Fremde in Pension geben, um sie deutsch unterrichten und confirmiren zu lassen; daß in sehr vielen Häusern, wo das dänische Patois früher gäng und gebe war, jetzt wenigstens mit den Kindern nur deutsch gesprochen wird; das beweisen ferner die Bittschriften, die mit Unterschriften bedeckt aus allen Kirchspielen an die Ständerversammlung eingingen um Wiederherstellung der deutschen Sprache in Kirche und Schule.

Im Widerstande gegen die dänische Kirchen- und Schulsprache ragt unter allen das Kirchspiel Ellabüll am meisten hervor. So viel bekannt, hat der Prediger nur am Generalvisitationstage, als der Bischof Boesen auf seiner Rundreise hierhergekommen war — im Sommer 1855 — durch vieles Bitten es dahin gebracht, daß einige wenige Gemeindeglieder die dänische Predigt besuchten; im Uebrigen ist, wie ich aus bester Quelle weiß, der Gottesdienst an jedem dänischen Sonntag aus Mangel an Zuhörern ausgefallen, wogegen die Kirche an jedem Sonn- und Festtage, wenn deutscher Gottesdienst gehalten wird, gebrängt voll ist.

Als die Stände in Flensburg versammelt waren, um über die sogenannte Verfassung für das Herzogthum zu berathen, deren Entwurf auch Bestimmungen über die Sprache enthielt, regten sich alle Gemeinden wider die aufgedrungene dänische Sprache und es wurden Petitionen an die Ständerversammlung von jedem Familienvater unterschrieben um Wiederherstellung der althergebrachten deutschen Kirchen- und Schulsprache. In Leck wurde der, welcher sie zur Unterschrift herumtrug, von der Polizei angehalten und ihm die Petition weggenommen. Nachdem aber der Hardeßvogt bei dem Amtmann, Grafen v. Re-

ventlow aus Tondern, der bei den Ständen königlicher Commissar war, vor-
gefragt und die Antwort erhalten hatte, daß man die Leute nur gewähren
lassen sollte, gab er die Petition wieder frei und die Folge war, daß man in
der ganzen Karrharde frei petitionirte.

Anders ging es im Kirchspiel Uberg (Südtonderharde). Dort hat der fana-
tische Eiderbäne Hardeßvogt Kiaer das Regiment und der konnte nicht dulden,
daß die Bevölkerung im Widerspruch mit seinen Bestrebungen ihre Wünsche
vor die Stände brachte. Er ließ durch seine Gensdarmen die Petition weg-
nehmen, citirte eine Menge Petenten, stellte eine große Inquisition an und
brachte es durch eingefflöste Furcht dahin, daß eine Bauerwitwe deponirte, nicht
sie selbst, sondern ihre Tochter habe ihren Namen unterschrieben. Das war
ein trefflicher Fund, und obgleich es sich herausstellte, daß die Tochter in der
gewissen Ueberzeugung unterschrieben hatte, daß dies ihrer Mutter Wunsch sei,
wurden doch sowol das junge Mädchen, als die beiden Bauern, welche die Pe-
tition zur Unterschrift vorgelegt hatten, mit bedeutender Geldbuße belegt. — Ver-
geblich wandte sich eine Deputation aus dem Kirchspiel an den Grafen um
Befehl zur Freigabe der Petition, die schon fast von allen Gemeindemitgliedern
unterschrieben war; er zuckte die Achseln und erwiderte, er sei augenblicklich
Commissarius und nicht Amtmann. Die Petition blieb in Kiaers Händen
und man mußte sich damit begnügen, eine den Hergang darstellende, von eini-
gen Bauern unterschriebene Eingabe an die Stände zu machen.

Es wurde von den Dänen dem Petitioniren stark entgegengearbeitet, aber
die Sprachsache war und ist zu sehr Herzenssache der Bevölkerung, als daß sie
etwas hätten ausrichten können. In Ladelund soll der dänischgesinnte Kirch-
spielvogt sich alle mögliche Mühe gegeben und sogar Drohungen mit Strafen
angewandt haben, eine Adresse für die dänische Sprache zu Stande zu
bringen, es gelang ihm aber nur etwa ein halb Duzend Unterschriften zu be-
kommen.

Nicht weniger entschieden deutschgesinnt, als die Bewohner der Karrharde,
sind die des Kirchspiels Aventoft. Als ganz besonders rege und ausdauernde
Patrioten endlich gelten die Bewohner des freundlichen und betriebsamen
Fleckens Hoyer, gegenüber der Insel Sylt. Auch sie sprechen im gewöhnlichen
Leben das dänische Patois. Dennoch findet man im ganzen Herzogthume
keine bessern Schleswig-Holsteiner und keine eifrigern Feinde der Danisirungs-
gelüste. Namentlich sind alle Gebildeten und alle Besitzenden Gegner der
niederdänischen und gesamtstaatlichen Bestrebungen, und obgleich der dänische
Apotheker Nagel einen bedeutenden Terrorismus übt und jede Aeußerung von
deutscher Gesinnung denuncirt, so will es ihm doch nicht gelingen, seiner
Partei mehr Geltung und Beachtung zu verschaffen, er und sein Freund Kiaer
werden schwere Arbeit haben, die fast durchgängig wohlhabenden, ungewöhn-

lich energischen und mit vielem Unabhängigkeitsfinn begabten Hoverniger zu befehlen. Auf dem eingeschlagenen Wege durch Verfolgung und Bestrafung jeder deutschen Regung gelingt es ihnen wenigstens nicht.

Die russisch-türkische Grenze in Asien und ihre Festungen.

Vor dem Jahr 1829 schützte ein Gürtel von festen Plätzen das türkische Armenien vor russischer Begehrlichkeit. In dem unglücklichen Frieden dieses Jahres verloren die Türken mit dem gebirgigen Grenzstrich, dem Paschalik Achalzyk, vier dieser Festungen. Sie wurden dem russischen Reich einverleibt als erwünschte Stützpunkte für die neuen Operationen gegen Kars und Erzerum. Diese Grenzlandschaft bildet das Terrain, welches möglicherweise jetzt bei den Friedensverhandlungen den Russen wieder abgefordert werden wird.

Achalziche, d. i. neue Festung, (von den Türken Akhista-Kaleffi genannt) bildete ehemals den nordwestlichen Theil des türkisch-armenischen Paschaliks Achalzyk, der an Imeretien und Kartalinien stieß und aus zehn Sandschaks bestand. Im Friedensvertrage von Adrianopel 1829 wurde dieser ganze Theil des Paschaliks mit Einschluß der Hauptfeste Achalzyk und der kleinern Festen Akkur (Akchur), Achalkalafi und Gertwiß mit Rußland vereinigt und daraus der Kreis Achalzyk gebildet, während die übrigen zehn Sandschaks des Paschaliks Achalzyk unter der Herrschaft der Pforte blieben. Dieser neue russische Kreis grenzt im Nordwesten an die Kreise Osurgeti und Kutais, im Norden und Nordosten an Tiflis, an Alexandropol und im Südosten an die türkisch-armenischen Bezirke Tschilbyr und Kars. Das Becken von Achalzyk ist einer jener merkwürdigen Kessel, die Armenien charakterisiren durch die Ausfüllung tertiärer, durch vulkanische Kräfte theils gehobener, theils zerstörter Schichten. Es bildet einen Theil von dem Becken des Kur, das auf ungefähr 25 Meilen nordöstlicher Entfernung parallel mit dem Becken des Araxes und ähnlich wie dieser in einem nach Norden gewölbten Bogen von Westen nach Osten geht. Der Kur selbst ist ein nach Norden zu abfließendes Gewässer des Tschilbyrgebirges, wird im Norden durch den Bordschom, der mit dem Kaukasus zusammenhängt, begrenzt und hat im Osten das Zichedtschwar Gebirge und im Westen die Nebenarme des Tilburun und Kiratschly-Dagh. Am nördlichen Fuße des rauhen Tschilbyrgebirges breiten sich mildere Ebenen aus, wie auch an den Ufern des Kur und Pozkho Bäume aus der gemäßigten Zone, als Pappeln, Nußbäume und Aprikosen, Wein (an den Felsenterrassen) und Getreide gedeihen. Dagegen ist der genannte Ausläufer des Kaukasus, der Bordschom,